

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 260.

Donnerstag, 6. November.

1930.

Billy der Teufelsterl / Eine abenteuerliche Geschichte

Von Fritz Strauß.

(14. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Billy spürte den Herzschlag bis zum Hals herauf und hielt den Atem an. Aber sein Gesicht hatte er meisterhaft in der Gewalt. Es blieb unbefangen ruhig und völlig entspannt. Und mit der gleichen unbefangenen Ruhe gab sein Auge den Blick des Ingenieurs zurück. Er hatte dabei den Eindruck, als währte seine Musterung bedeutend länger als die des Kameraden. Oder war es nur der bange Ernst der Sekunde, die sie ihm so endlos dehnte? Sicher verhielt es sich so. Stone nickte wohlwollend: „Eure Aufgabe ist auf die Dauer ein wenig eintönig. Laßt es euch nicht verdrießen. Es geht vorüber. Im übrigen hoffe ich, daß wir uns gut vertragen.“

Er nahm seine Mütze vom Haken und entfernte sich. Die Leibwache stapfte pflichtschuldig hinterdrein.

„Was dieser Mensch mit einem Male für Volksreden hält!“, wunderte sich Billy im stillen. „Das paßt schon gar nicht zu dem mundfaulen Patron. Sollte er Absichten haben und bildet sich ein, wir kriechen auf den Leim seiner Teufeligkeit? Holla, alter Fuchs, da möchte ich auch noch ein Wörtchen mitreden.“

Die Hoffnung Stones schien sich zu erfüllen: Er vertraug sich gut mit seiner neuen Leibwache. Während der ersten zwei Tage kam das freilich noch nicht zur Geltung. Der Ingenieur zeichnete von früh bis spät, während Pablo und Pancho sich ungeheuerlich auf ihrer Bank im Hintergrunde langweilten. Nun hatte sich die Lage geändert. Stone konstruierte ein Modell, da gab es Abwechslung. Er zog seine Wächter zu allen möglichen kleinen Diensten und Handreichungen heran. Sie mußten ihm Fäden abspulen, Drähte in kurze Stücke schneiden, Feilen schärfen und ähnliche Dinge mehr. Pancho, der sich in allem, was nur leise an Technik erinnerte, durch bewunderungswürdige Unkenntnis auszeichnete, erregte häufig das Mißfallen seines Vorgesetzten, der andererseits Billys erfreuliche Begabung hierfür gleich erkannte, ihn allmählich bei immer schwierigeren Hilfsleistungen und schließlich bei solchen am Modell selbst verwandte.

Das Modell stand auf dem Zeichentisch. Es war ein alter Bekannter Billys, das Flugzeug H 7. Stone mühte sich eben vergebens, einer schwer erreichbaren Schraube die Mutter aufzusetzen. Sie wich immer wieder dem Druck aus und fiel mitunter aus der Hse. „Glendes Lumpenzeug!“ wetterte Stone und kniete sich auf die Erde. „Pablo, versuchen Sie mal das Gestänge von oben her zusammen zu halten! Vielleicht geht es dann leichter. Halt! — Wir müssen das Modell näher an die Kante rücken.“

Während sie es zu zweien sorgfältig ein Stück vorwärts zogen, streifte es die zu einem Stoß gehäuften Pläne, so daß sie sich ein wenig verschoben. Von den beiden nahm keiner den Vorgang wahr. „So, jetzt halten Sie! — Aber ganz vorsichtig.“

Billy streckte die Hand und faßte mit den Fingern ins Gestänge. Dabei fiel sein Blick zufällig auf die Pläne und seine Augen wurden starr. Es bedurfte seiner ganzen Willenskraft, die tolle Erregung zu meistern, unter der seine Hände zu zittern drohten. Das weiße, eng beschriebene, anscheinend mit einer Klammer

versehene Schriftstück, dessen oberstes Blatt mit einem Zipfel aus einem Stoß anderer Papiere offen herausragte — kein Zweifel! — das war das Dokument. Natürlich, es mußte ja hier irgendwo zu finden sein. Der Ingenieur brauchte es zum Bau des Modells. „Können Sie Ihren rechten Arm noch ein Stückchen höher heben? — So ist es recht, ja!“

Billy schaute auf Stone. Der kniete noch immer vor ihm am Boden und kämpfte mit der lächerlichen Schraubenmutter, ahnungslos, völlig in seine Arbeit vertieft. Sein Kopf berührte leicht Billys Kopf.

Ein Griff, ein einziger in aller Gemütsruhe ausgeführter Griff um seine Gurgel — und der Kerl ist erledigt. Keinen Laut würde er mehr von sich geben können. Dann noch ein zweiter Griff — und Billy hatte eine Million Dollar verdient. Ein tiefer Atemzug weitete seine Brust. Der letzte Entschluß, die Sammlung aller Kräfte vor der Tat. Schon reckte sich unmerklich sein Körper, die Finger im Gestänge loderten sich — da preßte er die Zähne aufeinander — krampfte die Finger zusammen — und verharrte reglos wie eine Statue.

Es geht nicht! Ein Mann, ein Wort. Und er hat fast sein Wort gegeben, dem Major kein Haar zu krümmen.

„Gott sei Dank, endlich!“ Der Ausruf Stones brachte Billy wieder in die Wirklichkeit zurück. Aber die Lust an der Arbeit war ihm vergangen. Er schaffte unlustig und rein mechanisch. Da er diese Handreichungen spielend beherrschte, fiel es dem Ingenieur zunächst nicht auf. Mit einemmale wurde er stuhig. Der Junge hatte lässig, ohne aufzuschauen, einen Gegenstand neben ihn hingelegt. Goddam! — Diese Bewegung kannte er. Und zwar hatte er sie unzähligmale in New York an seinem Freund Billy gesehen. Sie war typisch für ihn. Sollte etwa . . . nein, der Gedanke ist ja absurd. Der blonde, blutjunge Billy — und dieser beinahe doppelt so alte Mexikaner mit seiner tiefen, rauhen Stimme, ein und dieselbe Person? Wahnsinn! — Aber das Mißtrauen gleicht einem Wurm im Holz. Er bohrt und bohrt und läßt sich mit den schönsten Vernunftsgründen nicht vertreiben. Auch Stone wurde seiner nicht mehr Herr. Er achtete unauffällig auf seinen Helfer. Die Beobachtungen, die er dabei machte, waren nicht dazu angetan, seine Bedenken zu zerstreuen. Im Gegenteil, sie verdichteten sich, nahmen greifbare Formen an. Der Bursche hatte technische Kenntnisse, die sich mit den normalen eines Laien nicht mehr vereinen ließen. Das war an sich nichts Besonderes. Er konnte Mechaniker von Beruf sein. Aber alles dies zusammen mit dieser sonderbaren Bewegung! Das mußte belastend wirken. Stone studierte die Züge Billys. Sie glichen dem Original an sich nicht. Und doch: der Nasenansatz, der Mund, das Kinn — er glaubte unbedingt eine gewisse Ähnlichkeit mit der Gesichtsbildung des Jungen entdecken zu können. Ob er es doch ist, trotz allem und allem? Er mußte Gewißheit haben und zwar sofort. Überlegte — und lächelte. So läßt es sich bewerkstelligen. Auf diesen Überraschungstrick fällt selbst der Gerissenste herein.

Der Amerikaner nahm, den Rücken gegen Billy, das Hörrohr des Telephons und wählte eine Nummer. Während die Scheibe noch abrollte, unterbrach er, ohne daß es die Leute hinter ihm sehen konnten, die Verbindung und sprach in den abgestellten Apparat.

„Major Lopez — verbinden Sie mich bitte mit General Caserta!“

„Entschuldigen Sie die Störung, General. Aber ich habe im Interesse des Werkes eine dringende Bitte. Könnte ich für einige Stunden die bewußte Tabelle haben? — Sie wissen . . .“

„Einen zuverlässigen Mann? Gewiß, den habe ich. Aber er ist als Leibwache kommandiert und Sie müßten die Liebenswürdigkeit haben, ihn persönlich so lange von seinem Posten zu entbinden. Darf ich ihn ans Telephon beordern?“

„Danke sehr!“

Stone drehte sich um und rief hastig, wobei er sich wie bisher der englischen Sprache bediente: „Rasch an den Apparat, Pablo! General Caserta wünscht Sie zu sprechen.“

Spricht er englisch, dann scheidet jeder Zweifel über seine Persönlichkeit aus, kalkulierte der Ingenieur. Den Agenten Billys kennt er und den vermag er nicht zu verleugnen.

Billy hatte das Unterbrechen der Leitung natürlich nicht gesehen. Aber er hatte den leisen Knax des hochgestellten Hebels gehört und sofort Verdacht geschöpft. Er spannte seine Sinne an wie einer, der Gefahr wittert. Stone führt ein vorgetäuschtes Telephongespräch. Dahinter steckt eine Gaunerei. Er will einen von uns beiden hineinlegen. Pancho? — Raum. Also mich. So legte er sich die Sache zurecht, und als die in gleichfalls vorgetäuschter Hast hervorgestoßene Aufforderung in Englisch erfolgte, hatte er den Körper erkannt und hüte sich wohlweislich, nach ihm zu schnappen. Er schaute den Amerikaner verständnislos an und suchte die Adjektive im Sinne von: „Ich verstehe Sie nicht.“

Zu gerne hätte Billy daraufhin die Gedanken im Hirn des anderen gelesen. Der drohte ihm scherzhaft mit dem Finger: „Aber Pablo! So ein fixer Bursche wie Sie und versteht kein Englisch. Das ist ein großer Fehler.“

Damit schien der Fall für ihn endgültig erledigt. Aber nur äußerlich beschäftigte er sich weiter mit ihm. Es waren zu viele Dinge, die sein Mißtrauen nicht mehr schlafen ließen, es eher noch in verstärktem Maße weckten. Rein verstandesgemäß neigte er dazu, die ganze Geschichte in das Gebiet der Einbildung zu verweisen, gefühlsmäßig kam er von ihr nicht los, sann über sie unentwegt nach und verwickelte sich in ein wahres Labyrinth von Folgerungen, Schlüssen und Annahmen, die ihn total verwirrten. Da entschloß er sich zu einem nochmaligen Versuch, zu einer Probe, die der Mann nur dann überstehen konnte, wenn er wirklich der war, für den er sich ausgab. Über das „wie“ mußte er sich erst klar werden. Ein unvorhergesehenes Ereignis kam ihm zu Hilfe. Der Präsident stellte für den nächsten Tag seinen Besuch in der Fabrik in Aussicht. Der Kriegsminister und mehrere Herren seines Stabes würden ihn begleiten. Ein junger Offizier teilte dem Major die Nachricht mit und ersuchte gleichzeitig um Aufstellung eines gedrängten Besichtigungsprogramms im Hinblick auf die beschränkte Zeit des Präsidenten.

„Es genügt, Herr Major, wenn das Programm bis heute abend auf der Wache zur Abholung bereit liegt.“

Stone sicherte es ihm zu und sagte, nachdem der Offizier das Zimmer verlassen hatte, zu Billy: „Pablo, Sie könnten, während ich das Programm da verfaße, die Verstärkungen an den Tragflächen etwas verstärken. Wenn ich fertig bin, gehen wir an den Motor.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Goldtopase von Colombo.

Skizze von Peter Matthens.

„Wie könnte mir so etwas passieren!“ sagte Wynheer Cornelis. Er ruhte in einem sanft wiegenden Deckstuhl und blickte über die Relling hinaus auf die See.

George Price lächelte. „So ähnlich habe ich mich auch ausgebrückt, als ich zum ersten Male diese Reise machte“, sagte er bedächtig. „Auch ich wollte nicht so recht an die Seriosität der colombischen Händler glauben. Inzwischen habe ich jedoch dreimal hintereinander beträchtliche Summen für gänzlich wertlose Glasplitter bezahlt.“ Er hob resigniert die Schultern. „Ich laufe bestimmt keine Topase mehr in Colombo. Ich bin nicht klug genug dazu.“

„Aber gerade bei Topasen gibt es ein so einfaches Mittel, die Echtheit festzustellen“, wandte Wynheer Cornelis ein. „Wenn man einen echten Topas mit der Schiffsseite an eine Glascheibe drückt . . .“

„. . . so bleibt er stehen wie angebadt“, vollendete Price nickend. „Weiß ich, Wynheer, weiß ich selbstverständlich.“ Er wippte seinen langen Körper vergnügt nach vorn. „Alle meine hübschen Topase kleben wie Gift — solange der Händler in der Nähe war. Erst wenn der gelbe Spitzbube das Schiff verlassen hatte, erwiesen sie sich allemal als Schund. Fingerfertigkeit, vermute ich.“

„Ja — man muß eben aufpassen“, meinte der Holländer etwas großspurig.

„Das muß man!“ lachte Price. „Nun, in zwei Stunden sind wir in Colombo. Dort können Sie ja Ihr Glück versuchen.“

Er stand auf, schlenderte gemächlich über das Deck und verschwand hinter dem Kartenhaus. Wynheer Cornelis blickte ihm ziemlich geringschäßig nach. —

Ein Schwarm von leichten, schlanken Booten schoss auf den Riefendampfer zu, als er den Anfergrund von Colombo erreichte. Im Handumdrehen verwandelte sich das Promenadendeck in einen orientalischen Marktplatz, auf dem ein buntes Völkergemisch ein nicht weniger buntes Warengemisch feilhielt und die Passagiere zum Kauf anreizte.

Auch Wynheer Cornelis wanderte auf der Jagd nach einem Goldtopas von einer Gruppe zur andern. Ein paarmal versuchte ein baumlauger Hindu, ihm einen kleinen, minderwertigen Stein aufzuschwätzen; aber Wynheer Cornelis schüttelte hartnäckig den Kopf. Endlich raunte ihm der Inder beschwörend das Wort „Kabine“ ins Ohr.

Der Holländer überlegte einen Augenblick. Dann sagte er leichthin: „Warum nicht?“ Er drehte sich um und führte den Mann in seine Kabine hinunter.

Mit drei Schritten war der Hindu am Bullauge und spähte argwöhnisch hinaus; dann zog er hastig die Gardine vor. Wynheer Cornelis amüsierte sich köstlich über die Heimlichkeitserei und drehte gelassen das Deckenlicht an. Im nächsten Augenblick griff der Hindu in eine der vielen Falten seines Gürtels und streckte ihm einen herrlichen, großen Goldtopas hin.

Bei aller Selbstbeherrschung gelang es dem Holländer nicht ganz, sein Entzücken zu verbergen. Er nahm den Topas in die Hand und betrachtete ihn genau. Dann machte er die Probe. Er drückte ihn mit der größten Schiffsseite fest gegen den Spiegel und zog die Hand rasch zurück. Der Stein blieb für einige Sekunden wie angeleimt auf der glatten Fläche haften.

„Es ist gut“, sagte Wynheer Cornelis mit einem Anflug von Heiserkeit in der Stimme. „Wieviel?“

Die übertrieben hohe Summe, die der Hindu forderte, entlockte ihm nur ein kühles Lächeln. Auch er verstand die Kunst des Bluffens. Er machte ein Gegenangebot, und nach endlosem Handeln erstand er den Stein zu einem ganz vernünftigen Preis.

Während er seine Brieftasche hervorzog, beobachtete er, wie der Hindu den Topas noch einmal in die Hand nahm und mit spitzen Fingern wieder auf den Tisch zurücklegte. „Halt!“ jagte er rauh und schob den Hindu beiseite. Mit zusammengepreßten Lippen machte er die Probe noch einmal; aber auch diesmal haftete der Stein am Glas. Der Inder lächelte nachsichtig.

Wynheer Cornelis fühlte, daß er nervös wurde. Er zählte das Geld auf den Tisch und ließ den Mann nicht mehr aus den Augen. Nur einmal mußte er sich für einen Moment bücken, um eine zu Boden flatternde Banknote zu haschen. Dann schob er den Hindu zur Tür hinaus und schloß den Topas nach einem letzten prüfenden Blick in den Koffer. Als er wieder an Deck kam, war der Inder verschwunden.

Gegen Abend wanderte Wynheer Cornelis friedlich mit einer Zigarre zwischen den Zähnen auf Deck umher. In der Nähe des Kartenhauses stieß er auf eine Gruppe von Bekannten.

„Hallo, Wynheer!“ begrüßte ihn George Price. „Herr Becce erzählt mir eben, daß er einen Topas gekauft hat. Haben Sie auch einen erstanden?“

„Einen besonders schönen sogar“, nickte der Holländer. „Und er ist bestimmt echt“, fügte er selbstbewußt hinzu.

Zwischen hatte der kleine, elegante Herr Vecce den Stein aus der Tasche gezogen und ließ ihn herumgehen. Als Price ihn in die Hand bekam, warf er nur einen kurzen Blick darauf; dann stand er auf und trat an die Wand des Kartenhauses. Dreimal drückte er den Topas an die Scheibe, und dreimal fiel er ab wie ein Stück Blei. „Glas!“ sagte er achselzuckend.

„Unmöglich!“ ereiferte sich Herr Vecce. „Ich habe selbst die Probe mit dem Stein gemacht und den Händler nachher nicht mehr aus den Augen gelassen.“

George Price zuckte noch einmal die Achseln und gab ihm den Stein zurück. „Vielleicht irre ich mich“, sagte er; „immerhin — an Ihrer Stelle würde ich die Belastungsprobe machen. Ein Topas ist so hart, daß er das dreifache Gewicht eines Menschen erträgt.“

Herr Vecce zögerte einen Augenblick und legte den Stein dann auf den Boden. Ein leises Knirschen wurde hörbar. Als er den Fuß zurückzog, hatte sich der Topas in ein Häufchen Splitter verwandelt.

„Glas!“ wiederholte Price. Myrtheer Cornelis schmunzelte breit.

„Das verstehe ich nicht“, sagte Herr Vecce kopfschüttelnd. „Ich habe ganz besonders scharf aufgepaßt, schon weil der Mann so geheimnisvolle Mäpchen machte. Er verhängte als erstes mein Kabinetsfenster, nachdem er mich vorher beschworen hatte, ihn hinunterzuführen. Und dann...“

„Waaas...?“ unterbrach ihn Myrtheer Cornelis, dessen Gesicht plötzlich einen sonderbar gespannten Ausdruck zeigte. „War es ein Hindu? Ein baumlanger Kerl?“

George Price drehte sich schnell um und blickte ihn aufmerksam an. „Haben Sie Ihren Stein bei sich?“ fragte er.

Der Holländer machte wortlos lehr und stürzte auf die Kabinettreppe zu. Als er schnaufend wieder auftauchte, hielt er seinen Topas in der Hand. Ein paarmal drückte er ihn ohne Erfolg an das Fenster des Kartenhauses; dann warf er ihn mit einem Fluch zu Boden und trat mit dem Absatz darauf. Knirschend brach der Stein in Splitter.

„Ich lasse ihn einperren, den Schurken!“ brüllte Myrtheer Cornelis außer sich vor Wut und schüttelte die Fäuste.

George Price klopfte ihm freundschaftlich auf die Schulter. „Ich hoffe, Sie haben keine Anschrift“, sagte er sanft.

Wie Tiere sich zu helfen wissen.

Von Wilhelm Hochgreve.

Hunde, die ja zu den klügsten Vertretern der höheren Tierwelt zählen, wissen sich in schwierigen Lagen oft in findigster Weise zu helfen. Das ist wohl jedem, der Hunde eingehend beobachtet hat, schon aufgefallen. Sie haben bald heraus, wie man Türen öffnet, wenn nur der Griff nicht zu hoch sitzt und sich nicht zu schwer handhaben läßt. Einem meiner Jagdfreunde brachte sein Vorsteherhund unaufgefordert das an einem bestimmten Nagel hängende Halsband, wenn er seinen Herrn zum Ausgehen mit ihm veranlassen wollte. Als dieser einmal unterlassen hatte, das ständig im Hause lebende Tier zu gewisser Zeit auf den Hof zu führen, trug es ihm den Hut zu und machte seinen Gebieter dadurch auf die Unterlassungsfünde aufmerksam, worauf ihm dann noch rechtzeitig die Tür zum Hofe geöffnet wurde. Der Terrier eines mir bekannten Arztes war ein verächtlicher Katzenwürger. Da er auch gern mit hilden Steinen spielte, mußte er seine Fangzähne bald derartig ab, daß er die Katzen zwar noch packen, sie aber nicht mehr totbeißen konnte. Er wußte sich zu helfen. Er trug sie aus Goldfischbassin, wo er sie so lange untertauchte, bis sie ertränkt waren. Man braucht nicht zum Jägerlatein zu greifen, um eine Unmenge von Fällen aufzuzählen, in denen Hunde bewiesen haben, daß sie sich oft in schwierigen Lagen zu helfen wissen.

Der Elefant, der Esel und andere Pflanzenfresser reiten bekanntlich Bäume nieder, um an die Blätter zu gelangen. Ich habe häufig beobachtet, daß auch Singvögel, wie Goldammern und Grünlinge, die Stengel gewisser Unkräuter, z. B. des Wege- richs, durch Überspringen auf den Boden drücken, so daß sie leicht an die Samenspitzen gelangen konnten. Auch die „dummen“ Gänse wissen sich zu helfen. Auf einem Gute fütterte ein Mann von einem Bretterschuppen aus, in dem er Reparaturen an Geräten vorzunehmen hatte, jeden Abend die Gänse mit Brotkrumen. Eines Abends kam er nicht rechtzeitig. Da versuchte der Gänserich die Tür zu öffnen. Als ihm dies mißlang, zog er an einer locker sitzenden Fugenleiste, ließ sie los, daß sie drohend gegen die Bretter schlug, und wiederholte sein Alarmsignal so oft, bis der Mann kam. Er hatte das Füttern an dem Tage tatsächlich vergessen. Seitdem meldete der Gänserich jeden Abend mit Hilfe der Signalleiste sich und seine hungrige Schar an.

Bekannt ist auch die Klugheit der Affen, zumal der menschenähnlichen. Einem Schimpanse hatte man eine Frucht absichtlich so hoch aufgehängt, daß Kletterversuche zur Erreichung des Lederbissens vergeblich waren. Da holte der Affe eine Stange, und zwar wählte er von mehreren gleich die längste aus, mit deren Hilfe er denn auch die Frucht an sich brachte. Ein anderer schleifte zu demselben Zwecke aus einem Nebentraum eine Kiste herbei, von der aus er eine zu hoch aufgehängte Banane erreichen konnte. Während die menschenähnlichen Affen harte Nüsse, die sie nicht zerbeißen konnten, ohne weiteres mit in der Nähe liegenden Gegenständen (z. B. Steinen) zerbrechen, geschieht dies bei niederen Affenarten erst, nachdem sie die Zweckmäßigkeit des Verfahrens durch das Abheben von anderen erlernt haben. Größtes Staunen zwingt uns die Beobachtung des Tierforschers Köhler ab, wonach Schimpansen zwei ausgehöhlte Stöcke aneinander fügten, als einer zur Erlangung einer hoch gehängten Frucht nicht ausreichte. Auch hat Köhler beobachtet, daß Schimpansen mehrere Ästen aufeinander türmten, als eine zu niedrig war. Die Handlungsweise dieser Affen ist Ausdruck hoher Intelligenz, eines Denkvorganges, den man viel zu gering einschätzen würde, wollte man ihn als Instinkt abtun. Dagegen scheint es mehr eine Instinkthandlung zu sein, wenn gewisse Geier erbeutete Schildkröten aus hoher Luft auf Felsen fallen lassen, wo sie zerschellen und ihren freßbaren Inhalt freigeben. Dieses Verfahren ist bei Dämmergeiern in Nagebonten einwandfrei beobachtet worden. Ähnlich bewerten muß man auch das Verfahren des Igel, der sich auf Obst wälzt, dieses auf seine Stacheln wieweit und auf solche Weise in sein Winterlager trägt. Auch mit dem Laub, das er für sein Lager braucht, macht er es ähnlich. Man hat diese Behauptungen wohl als Fabeln bezeichnet, in letzter Zeit aber sind sie auf Grund sicherer Beobachtungen als den Tatsachen entsprechend erkannt worden. Um sich vor Feinden zu schützen, rollt der Igel im Augenblick der Gefahr sich bekanntlich zu einer Kugel zusammen. Aber auch Reineke, der gern Igel frist, weiß sich dann zu helfen. Er benützt die Stachelkugel, daß sie sich aufrollen muß, worauf der Fuchs dem Igel rasch an die entblößte Kehle fährt. Ist ein Gewässer in der Nähe, so rollt Reineke den Igel hinein und erreicht auf diese Weise sein Ziel. Diese Methoden des roten Frelbeuters sind oft angezweifelt worden, sie beruhen aber nach Beobachtungen einwandfreier Gewährleute auf Tatsachen, wenn diese auch nur dann und wann festgestellt wurden. Auch aus dem Reiche der Kleinsten, der Insekten, haben wir Beweise dafür, daß selbst die winzigsten Tierchen sich in Notlagen zu helfen wissen. So beobachtete Eichmann, der sich vornehmlich als Ameisenforscher einen Namen gemacht hat, wie eine Ameise, als sie eine tote Raupe nicht fortzuschleppen vermochte, eine zweite zur Hilfeleistung holte und — als diese auch noch nicht genügte — eine dritte und so fort, bis die Zahl der Träger anreichte. Ameisen, um die man einen Gürtel aus Tabaksauce legte, so daß sie gefangen waren, bauten nach längerem anscheinend ratlosem Hin- und Herreisen aus Erdkrümchen eine Brücke, mit deren Hilfe sie das ihnen widerliche Hindernis überwandten. —

Wenn die in afrikanischen Tropenwäldern heimischen und sehr gefürchteten Treiberameisen, die zu Riesenscharen vereint wandern, auf ein fließendes Gewässer stoßen, weichen sie nicht etwa aus, sondern schließen sich in Abermillionen zu einer Kugel zusammen, die über einen Meter Durchmesser hat, und überqueren auf diese Weise das Wasser. Die wertvollsten Mitglieder, die Adnigin und die Brut, befinden sich in der Mitte der Kugel, außen die Soldaten und die Arbeiter. Wenn Millionen bei der Ubersahrt erlaufen, so tut das ihrer Zahl keinen Abbruch. Diese in ungeheuren Scharen wandernden (nesterloren!) und von anderen Lebewesen wegen ihrer unbefleglichen Masse gefürchteten Ameisen sind billionenweise vertreten, so daß ihnen Millionenverluste nichts ausmachen.

Aphorismen.

Von Otto Weddigen.

Glücklich sein ist Himmelsgabe, glücklich machen Menschenkunst.

*

Die Wahrheit wird immer nur mächtiger, wenn sie ans Kreuz geschlagen wird.

*

Auch die nackte Kunst trägt ein Gewand: das der Schönheit, durch das sie geadelt wird.

*

In der Tiefe alles Lebendigen liegt ein unauslöschlicher Darg der Selbstbehauptung.

*

Ein knappes Erbe ist leicht zu teilen, doch alte Übel sind schwer zu heilen.



Eiserne Pfade zum Piz-Bernina.

(Europas höchste Bergbahn wird gebaut.)

Von Ernst Trebesius.

Die Jungfraubahn, dieses vielbewunderte Meisterwerk der Verkehrstechnik, wird in einigen Jahren den Ruhm, die höchste Bergbahn Europas zu sein, nicht mehr beanspruchen können. Hat sich doch kürzlich in Zürich eine Gesellschaft gebildet, die mit Hilfe von amerikanischen und schweizerischen Geldgebern eine Bergbahn zum Piz-Bernina bauen will. Dieser Berg im schweizerischen Kanton Graubünden ist 4052 Meter hoch. Die geplante Bahn soll auf der Station Morteratsch der Bernina-Bahn, etwa 12 Kilometer von St. Moritz, beginnen und den Piz-Bernina bis zu 4018 Meter Höhe erklimmen. Die Benutzer der Bahn werden also bis zum Gipfel des Piz-Bernina nur noch 34 Meter zurückzulegen haben. Den Höhenunterschied von der in 1899 Meter Höhe liegenden Ausgangsstation bis zur Gipfelfstation, also 2119 Meter, sollen die eisernen Pferde der Bahn auf einer 9,34 Kilometer langen Strecke in achtzig Minuten bewältigen. Den besonderen Verhältnissen der schwierigen Baustraße entsprechend wird die Bahn als gemischte Zahnrad- und Reibungsbahn ausgeführt werden. Bei weniger steilen Bahnabschnitten genügt die Reibung zwischen Rad und Schiene zur Fortbewegung der Züge; bei größeren Steigungen hingegen müssen sich einige Zahnräder der Lokomotive an einer zwischen den Schienen verlegten Zahnstange emporarbeiten.

Wie bei neueren Bergbahnen üblich, soll auch die neue Bahn elektrisch betrieben werden. Die mit bequemen Aussichtswagen ausgerüsteten Züge werden je einen Speisewagen mit sich führen, so daß die „Besteigung“ des Piz-Bernina unter den denkbar günstigsten Umständen erfolgen kann. Ein großes Verahotel neben der Endstation wird den Fahrgästen die notwendige Rast gewähren, damit sie sich von den Folgen des schnellen Luftwechsels erholen können. Auf Hochgebirgsbahnen tritt häufig in etwa 4000 Meter Höhe die bekannte Bergkrankheit auf. Zum Beispiel macht sich der letzte Teil der Fahrt von Yma nach Droza (auf der Anden-Bahn in Peru) höchst nachteilig für viele Reisende bemerkbar. In elf Stunden durchkosten die Fahrgäste dieser Bahn alle Übergänge vom heißen Küstenklima Yimas bis zur Kälte der Berge. Atemnot, starkes Verschloffen, Ohrenschmerzen und Mattigkeit in allen Gliedern sind die Folgen des schnellen Luftwechsels. Bei schwachen Naturen treten mitunter sogar Blutungen aus Nase und Mund und Ohnmachtsanfälle ein. Ähnlichen Überungen der Bergkrankheit sind auch die Fahrgäste der wegen ihrer herrlichen Ausichten viel befahrenen Manitou and Pikes Peak-Bahn in Colorado unterworfen. Aus 2000 Meter Höhe steigt diese Bahn in 90 Minuten nach der 4330 Meter hoch gelegenen Bergstation empor. Bei der Bahn auf den Piz-Bernina werden in 80 Minuten ebenfalls über 2000 Meter Höhenunterschied überwunden.

Die für die Anlage vorgesehene Bausumme von zwölf Millionen Franken erscheint angesichts der 9,34 Kilometer langen Gesamtstrecke der Bahn reichlich hoch, doch darf nicht übersehen werden, daß die Strecke zum größten Teil durch ewigen Schnee und stellenweise über Gletscherfelder führt. Auch lassen sich einige Tunneln im Bergmassiv nicht umgehen, die natürlich den Bau sehr verteuern. Auch die Verbeischaftung des Baumaterials wie überhaupt der Bau selbst macht in solchen Höhen ganz außergewöhnliche Schwierigkeiten, so daß es fraglich erscheint, ob die vorgesehene Bausumme ausreichen wird. Die Rentabilität der Anlage erscheint hingegen ganz außer Zweifel, da der Oberengadin mit St. Moritz als Mittelpunkt eines der beliebtesten Reiseziele für reiche Leute aus aller Herren Länder ist, und der Besuch des Piz-Bernina von St. Moritz aus nach Fertigstellung der geplanten Bahn lediglich einen Tagesausflug bedeutet, den sich kein Besucher des Oberengadin so leicht entgehen lassen wird.

Wenn auch die 4018 Meter hohe Station auf dem Piz-Bernina die zurzeit höchstgelegene europäische Bahnstation auf dem Jungfraujoch (3457 Meter hoch) um mehr als ein halbes Tausend Meter Höhenunterschied überrufen wird, so bleibt sie doch immerhin noch ein gut Teil hinter einigen südamerikanischen Bahnanlagen zurück. In Peru muß die höchste Bahn der Welt 4774 Meter emporsteigen, um die

Anden zu überwinden. In langen Steigungen klimmt diese 230 Kilometer lange Bahn von den Gestaden des Stillen Ozeans aus über Lima und die alte Inkastadt Chofia an den Kordillerenhängen empor. Gewaltige Zickzacklinien (Spitzlehren) mußten vorgesehen werden, um die Steigung nicht über 40 Prozent (1:25) hinauszugehen zu lassen. Über dreißig Tunneln und ebenso viele Brücken hieß es in den zerklüfteten Gebirgen zu errichten, darunter den hohen Ferruga-Biadukt zwischen Lima und Droza, ehe an die Verlegung der Gleise gedacht werden konnte. Eine ebenso gewaltige, ebenso kühne und nicht minder emporstrebende Bahnlinie ist auch die 522 Kilometer lange Peruanische Südbahn, die sich bei Portez del Cruzera in einem 1173 Meter langen Scheiteltunnel auf 4770 Meter über den Meeresspiegel erhebt. Damit überrufen diese Bahnbauten hinsichtlich der erreichten Höhe die Alpenbahnen der Alten Welt ganz bedeutend. Freilich liegt die Schneegrenze in den Kordilleren bei etwa 5000 Meter Höhe, während sie in den Schweizer Alpen bis 2700 Meter Höhe herabreicht. Nichtsdestoweniger boten auch die südamerikanischen klimatischen Verhältnisse den Bahnbauten durch so wilde Felsgebirge, wie die Kordilleren, die größten Schwierigkeiten.

Die Bergbahnen haben zur Erschließung der Hochgebirgswelt ohne Zweifel viel beigetragen. Auch dort, wo sie nicht für wirtschaftliche Zwecke errichtet wurden, wie zum Beispiel die nur für den Touristenverkehr gebauten Bahnen, sollte man nicht von Entweihung der Natur durch die Technik reden, weil mit der Bahn ein lebhafter Verkehr auf den erschlossenen Bergen einsetzt. Für die stillen Naturbetrachter bleiben der einsamen Punkte noch übergenug.

Ein neues Aluminium-Messing.

Neue Forschungsarbeiten in englischen Laboratorien führten zur Entdeckung von nichteisenhaltigen Legierungen, die unter Korrosionseinflüssen einen Schutzüberzug aus Substanzen bilden, der das ursprüngliche Metall unangibt und nicht angegriffen wird. Zu diesen Legierungen gehört ein Aluminium-Messing, bestehend aus 76 Proz. Kupfer, 22 Proz. Zink und 2 Proz. Aluminium, das von der englischen Firma Charles Clifford and Sons in Birmingham unter dem Namen „Al-Dur-Bra“ auf den Markt gebracht wird. Dieses Messing war ursprünglich für Kondensatorrohre gedacht, wird aber neuerdings auch in Blechen, Stangen, Drähten usw. geliefert. Sein Verkaufspreis ist etwas höher als der von gewöhnlichem Messing (70 Proz. Kupfer und 30 Proz. Zink), liegt aber weit unter dem von Bronze oder Nickelstahl für gleiche Verwendungszwecke. Dieses Aluminium-Messing vereint hohe Dehnbarkeit mit ausgezeichneten warmen oder kalten Bearbeitungseigenschaften, während der Widerstand gegen atmosphärische Einflüsse größer als der von gewöhnlichem Messing ist, so daß man fertige Teile lange lagern kann. Die Legierung hat den Vorzug, einen Schutzüberzug zu besitzen, der mechanische Festigkeit mit chemischer und elektrischer Trägheit vereint. Er kann sich auch selbst erneuern, wenn er durch Abschleifen oder andere Einwirkung örtlich zerstört wurde. Das in der genannten Legierung enthaltene Aluminium bildet einen ununterbrochenen Überzug aus Aluminiumoxyd, der den geforderten chemischen, elektrischen und mechanischen Eigenschaften genügt. Er ist unlöslich im Wasser, ein elektrischer Isolator, in der während der Benutzung gebildeten Stärke biegsam und festhaftend, und seine Neubildung setzt unmittelbar nach einer örtlichen Zerstörung ein. Ein besonders wichtiger Verbraucher von Al-Messing-Rohren wird die Zuckerindustrie sein, da die Rohre in den Zuckerraffinerien mit Ammoniakgas oder -lösung in Berührung kommen, denen Aluminium-Messing einen großen Widerstand entgegenbringt. Der Gewichtsverlust von Al-Dur-Bra in starker Ammoniaklösung beträgt nur ein Drittel bis ein Fünftel desjenigen von gewöhnlichem Messing, während kein oder nur ein geringes Sprödwerden festgestellt wurde. Während gewöhnliches Messing, das neun Monate in Seewasser getaucht worden war, starke Zerkörungen aufwies, blieb das neue Aluminium-Messing unter gleichen Bedingungen praktisch unverändert. Die neue Legierung dürfte also für Maschinenteile, die mit ätzenden Flüssigkeiten in Berührung kommen oder Korrosionseinflüssen widerstehen müssen, besonders geeignet sein.